



Bens Schicksal Teil 1

BENS SCHICKSAL

Ich hatte es mal wieder geschafft. Meine Eltern schrien sich an und meine kleine Schwester heulte, weil niemand ihr die Beachtung schenken wollte, die sie sich gewünscht hatte. Diese verwöhnte, kleine Göre. Wie gerne hätte ich mit ihr getauscht. Nichtbeachtung wäre für mich eine mit nichts zu bezahlende Tugend gewesen. Stattdessen versuchte sie, in peinlicher Selbstdarstellung, zu sein wie ich.

Tut mir leid, kleine Puppe, da fehlt dir noch einiges mehr, als nur sieben Jahre Lebenserfahrung. Das, ist aber auch nicht das Eigentliche, worum es hier ging. Abermals hatte ich mich ein wenig verspätet ... nun gut, wenn ich darüber nachdenke, sind es *mehrere Stunden* gewesen, die ich verspätet heimgekommen war. Als ich durch die Haustüre einen Schritt in den Flur trat, hatte ich versucht, mich unbemerkt am Torbogen zum Wohnzimmer vorbei zu mogeln. Ohne Erfolg. Meine Mutter hatte mich aus der Küche heraus, wo sie gerade den Abwasch erledigte, hereinkommen sehen.

Sie trocknete sich die Hände ab, bevor sie das Handtuch auf die Arbeitsplatte warf.

»Guten Abend, junge Dame!«, rief sie mir entgegen und machte den Ansatz mir entgegenkommen zu wollen.

Aus dem Wohnzimmer vernahm ich das Knurren meines Stiefvaters, der schimpfend aus seinem Sessel schoss. Ich ignorierte ihre Worte und folgte unbeirrt dem Tunnel meiner Gedanken, hetzte die Treppe hinauf, nahm dabei zwei, drei Stufen gleichzeitig, um ihrer Ansprache zu entkommen. Oben angekommen stürzte ich in mein Zimmer, warf die Tür hinter mir ins Schloss und drehte den Schlüssel herum. Wann wollten meine Eltern endlich verstehen, dass ich kein Baby mehr bin? Ihr übertriebener Kontrollzwang kotzte mich an.

Das Letzte, was mich jetzt noch interessiert hätte, wäre eines dieser Eltern-Tochter-Unterhaltungen gewesen. Sowas endete doch immer gleich. Sie wollten meinen Standpunkt einfach nicht kapieren, während *ich* ihren nicht verstehen konnte. Was sollten die ständigen Gespräche also bringen?

Genervt nahm ich die Fernbedienung zur Hand, warf mich auf mein Bett und schaltete den Fernseher ein. Mit zuerst leise donnernden Worten, die jedoch mit jeder Treppenstufe an Intensität gewannen, näherten sie sich meinem Zimmer, bis der erste Donnerschlag die Zimmertür erzittern ließ. Keiner da! schrien meine Gedanken.

Ich entschloss mich dazu, Lautstärke mit Lautstärke zu bekämpfen, indem ich meinen Zeigefinger für kurze Zeit auf dem Lautstärkeregler der Fernbedienung verweilen ließ. Die Lautsprecher meines Fernsehers krächzten und schnarrten, während ich ziellos durch die Sender zappte.

Das Haus zitterte unter der geballten negativen Energie, und möglicherweise auch ein wenig unter der Lautstärke meines Fernsehers.

Genau genommen, hörte ich im Moment nur noch die schrillen Schreie meiner Mutter. Der Buchstabenbrei, den sie ausstieß, kam übersteuert und unverständlich daher. Das kann daran gelegen haben, dass mein Vater wie ein wahnsinniger mit der Faust gegen meine verschlossene Tür hämmerte, was sie regelrecht hysterisch werden ließ. In den Pausen, wo er mal nicht gegen meine Türe polterte, rief er immer wieder meinen Namen. Nun, zumindest hatte ich seine brüllenden Laute als diesen wahrgenommen.

»Sydney! Mach sofort die Türe auf oder ...«

Er verschluckte die Worte, wahrscheinlich, weil meine Mutter ihm diesen mahnenden Blick zugeworfen hatte. Das hatte sie immer dann getan, wenn er mal wieder über das Ziel hinausgeschossen war und die



Bens Schicksal Teil 1

Androhung von Schlägen mit pädagogischen Sanktionen verwechselt hatte. Der Knauf, an dem er rüttelte, zitterte verängstigt und ich hatte das Gefühl, das er dem Druck nicht mehr lange standhalten würde. Die Schläge gegen die Tür hörten abrupt auf und die Stimmen verstummten. Der Fernseher kam mir jetzt unerträglich laut vor. Er vibrierte in meinem Körper und dröhnte in meinen Ohren. Den Blick auf den Türknauf gerichtet, der sichtlich entspannt wirkte, nahm ich die Fernbedienung zur Hand, drückte den roten Knopf, wodurch sich der Fernseher mit einem kurzen Ploppen ausschaltete. Er hinterließ ein unangenehmes Rauschen in meinen Ohren, welches träge in meinem Kopf hallte. Behutsam setzte ich einen Fuß nach dem anderen auf dem Teppichboden und schlich Richtung Zimmertür.

Mich machte diese plötzlich Stille stutzig. Wüsste ich es nicht besser, hätte man denken können, jemand hätte den Mute Knopf auf der Fernbedienung gedrückt. Zögerlich, nicht wissend was ich erwartet hatte zu fühlen oder zu hören, legte ich zuerst meine Hände auf die Tür, bevor ich mein Ohr dagegen hielt. Das Türblatt war kalt und ich hörte nichts außer meinem eigenen Atem. Ich spürte meinen Puls im Ohr, der rhythmisch gegen die Tür klopfte. Für einen kurzen Moment hielt ich den Atem an und lauschte. Ich konnte weder das Knarren der Holzstufen hören, noch hörte ich, wie sie sich diskutierend entfernten.

Nichts. Das Haus lag einfach ruhig da.

Konnte es ein taktischer Schachzug sein, damit ich die Türe öffnete?

Das Erwecken von Neugierde entsprach einer Strategie, welche mein Stiefvater gerne anwendete.

Verdammt! Ich musste wissen, warum es auf der anderen Seite der Tür so ruhig geworden war. Diesen cholerischen Zorn jäh zu unterdrücken, widersprach mit Abstand jeder Regel seiner Erziehung.

Mit einer Ausnahme, ich hieße Sally.

Ich entriegelte das Türschloss, zog die Türe leise auf und spähte durch den entstandenen Spalt. In dem kleinen Ausschnitt, den ich überblicken konnte, wirkte alles ruhig. Vermutlich, hatte ich nicht mitbekommen, wie sie die Treppe hinuntergelaufen waren, wie sie in Streit gerieten über die Art und Weise, wie sie gegen meine Tür gepoltert hatten. Mir blieb keine andere Wahl, ich musste die Türe noch etwas weiter öffnen, um den Radius, den ich einsehen konnte, zu erweitern. Die Türaufhängung knarrte zwar leise, aber in dieser Stille laut genug um es bis ins Erdgeschoss hören zu können.

Skeptisch beugte ich meinen Oberkörper vor, wo der schmale Flur sich ruhig, fast schlafend vor mir erstreckte. Ich musste lachen, noch nie hatte ich derart unbegründet Angst empfunden. Eine Angst, die ich nicht erklären konnte, geschweige denn ihre Herkunft zu manifestieren.

Mein pochendes Herz diente als Spiegelbild meiner Anspannung. Mein Blick fuhr rechts den Gang hoch, vorbei an den Kommoden und Stehvasen bis hin zur Zimmertüre meiner Schwester Sally. Die Türe war zu. Sie schien mich fast wütend anzuschauen, um mir in aller Deutlichkeit klar machen zu wollen, dass es für mich keinen Schritt durch diese Tür geben wird. Das Licht der Wandleuchte am Treppenaufgang flackerte, wo die Glühlampe kurz davor stand zu kollabieren. Die Augen, meiner Verwandtschaft auf den alten Familienfotos, beobachteten jede meiner Bewegungen. Es blieb ruhig. Zu ruhig. Die Stimme in meinem Kopf versuchte, mir mit fast höhnischem Unterton klar zu machen, wie dämlich ich mich gerade benahm. Siebzehn Jahre alt. Was ist dein Problem, Sydney? Ist es dir zu still im Haus? Gott, ich befürchte ich schaue zu viele Horror Filme.

Ich kommentierte meinen Gedanken mit einem sachten Schmunzeln.

»Okay! Sehr lustig! Kommt schon, wo habt ihr euch versteckt?«, rief ich in den Raum.

Ich kam mir in dem Moment einfach nur lächerlich vor. Die Stimme der Vernunft in meinem Kopf riet mir dazu, mich ein wenig zu entspannen. Recht hatte sie, woraufhin ich meinen Oberkörper aufrichtete, die Türe



Bens Schicksal Teil 1

weit in den Flur öffnete, um selbstbewusst aus meinem Zimmer zu treten. Unbehagen durchflutete meinen Körper, nachdem ich den Schritt über die Türschwelle gewagt hatte. Mein Geist feuerte wirre Gedanken vom brutalen Räuber bis hin zur außerirdischen Invasion durch meinen Kopf. Wachsam durchsuchte ich den Flur. Ich hörte ein leises Wimmern aus dem Nachbarzimmer meiner Schwester. Der Trubel hatte sie offensichtlich verängstigt und immer wenn das geschah, hockte sie sich hinter die Tür und weinte. Meine Eltern hatten sich scheinbar wirklich zurückgezogen.

Völlig untypisch, nicht wahr Sydney?

In meiner Idee versunken, gewöhnte ich mich an den Gedanken, als die Tür zum Zimmer meiner Schwester mit lautem Getöse aufgestoßen wurde. Krachend prallte die Tür gegen die Flurwand. Der Griff verursachte ein Loch im Putz, der sandig auf den Flurboden rieselte. Mein Vater stürmte, wie von Sinnen, aus dem Zimmer. Er brüllte, während seine Augen glühten. Bevor ich auch nur ansatzweise einschätzen konnte was hier geschah, hatte er mich bereits am Arm gepackt.

Schmerzhaft presste er seine Fingerkuppen in das Fleisch an meinem Unterarm. Seine Fingernägel durchbrachen die Haut und bohrten sich tief ins Fleisch, bis es blutete. Mein Körper verweigerte jeglichen Befehl, den mein Gehirn versucht hatte auszusenden. Für einen Moment geriet ich in einer Art Schockstarre. Tief in den schwarzen Augenhöhlen loderte in seinen blutunterlaufenen Augen der Zorn.

»Tut mir leid, Schätzchen. Ich hatte den Satz noch nicht zu Ende bringen können ...«, schnaubte er. Die Worte presste er durch seine zusammengebißenen Zähne.

»Ich reiße dir dein verdammtes Herz aus dem Leib!«

Laut schreiend schlug ich um mich, versuchte, meinen Arm aus seinen Klauen zu befreien ...

Der Traum hatte mich noch immer fest in seiner Hand, sodass ich zuerst noch das Gefühl hatte, das beide Welten ineinander verschmolzen waren. Ich zuckte und wandte meinen Körper, bis ich bemerkt hatte, dass diese Macht, welche mich festzuhalten schien, verschwunden war. Ich starnte benommen in die Dunkelheit der Nacht. Der Regen tanzte auf dem Kunststoffdach des Wartehäuschens, seine Melodie klang sanft und beruhigend. Nicht dieser harte Klang eines typischen Minnesota Herbstregen, eher weich nahezu einfühlsam. Nur langsam schob sich die Realität wieder in den Vordergrund und erlöste mich aus einem angsteinflößenden Traum. Um Fassung bemüht, pustete ich durch. Ich hockte noch immer in der Sitzschale an der Haltestelle. Meine Ellbogen hatte ich auf die Knie gestützt und versteckte mein Gesicht in meinen Handflächen. Neben der Melodie der Tropfen auf dem Dach der Haltestelle nahm ich einen angenehmen Geruch, wie man ihn von einem warmen Sommerregen kannte, wahr. Ich richtete meinen Oberkörper auf, lehnte mich mit dem Hinterkopf gegen die Plexiglasscheibe des Unterstands und bemühte mich, meine Gedanken zu sortieren.

»Scheiße, was für ein abgefuckter Albtraum!«

Ich schaute in den dunklen Himmel. Die Regentropfen sammelten das Licht des Mondes und formten Figuren auf das Dach.

Den Kopf zur Seite geneigt schaute ich die Straße hinauf, welche zart begleitet von dem Regenspiel in der Dunkelheit schlummerte.

Kein Scheinwerferlicht eines herannahenden Autos unterbrach diesen schwarzen Vorhang. Keine Silhouette, die sich hinter einem der Fenster bewegt hatte. Die Welt schien unter dem Schutzmantel der Nacht zu schlafen. Nun ja, zumindest der kleine Teil der Welt, der in der Lawson Avenue in St. Paul lag. In mir machte sich dieses Gefühl breit, das ich der einzige Mensch sein könnte, der diesen Zeitpunkt im Wachzustand erlebte.

Was, wenn es kein Traum war? Was, wenn die Welt durchgedreht ist? Fehlgeleitet, wie mein Stiefvater in



Bens Schicksal Teil 1

meinem Traum.

Bei dem Gedanken lief mir ein Schauer über den Rücken. Meine wirre Vorstellung packte mich und zog mich durch eine Geisterbahn voller verrückter Endzeitbilder. Erschrocken, riss ich mich jedoch ein Gedanke aus dem Tagtraum.

»Meine Tasche!«, rief ich laut auf.

Die Worte krachten aus meiner Kehle, während ich hochschreckte.

Ich schaute hinüber zum Sitz neben mir und fuhr nervös mit der Hand über die Sitzschale. Sie war nicht da. Keine Tasche. Meine Nervosität stieg, schärfte aber meine Sinne. Der Traum hatte in dem Augenblick nur noch den Status einer weit entfernten Erinnerung. Ich war angekommen in der Realität.

»Bitte, sie muss hier sein!«, schluchzte ich.

Im Schatten des Mondlichts sah ich etwas am Boden liegen.

Ich fokussierte den im Regen liegenden Gegenstand.

»Ein Glück, da ist sie ja.«, atmete ich erleichtert auf.

Eine Seifenblase gefüllt mit der Frage, wie meine Tasche dort hingelangt war, schwebt über meinem Kopf. Es gab sicherlich ein Dutzend logische Erklärungen dafür, aber etwas beunruhigte mich.

Nein! Schluss damit! Du machst dich nur verrückt mit deiner wilden Fantasie.

Ich schob die Blase beiseite, damit sie in der Dunkelheit verschwinden konnte, bevor ich mich herunterbeugte, um nach der dunkelbraunen Ledertasche zu greifen. Ein Schatten legte sich um die Tasche herum.

Den Träger bereits fest im Griff, hielt ich angespannt die Luft an.

Meinen Blick starr auf die vom Regen völlig durchnässte Handtasche gerichtet, sah ich, wie eine fahle Hand die Dunkelheit durchbrach.

Erschrocken ließ ich von der Tasche ab. Ich sprang aus dem Sitz hoch und drückte meinen Körper in die Ecke des Unterstands.

Mit der Schulter schlug ich schmerzhaft gegen die Seitenwand und das

Häuschen wankte unter dem Schlag. In meiner Brust, spürte ich mein Herz rasen. Schwer atmend presste ich meinen Körper tiefer in die Ecke, den Blick fortwährend zum Boden gerichtet.

Nicht hochschauen. Nicht hochschauen. NICHT HOCH ... ach verdammt!

Wiedermal hatte die Neugierde über die Vernunft gesiegt. Diese Gestalt der Nacht, mit ihren fahlen Händen, erweckte in mir eine monströse Fantasie, in der sie mich zerfleischte und der Regen mein Blut über die Asphaltsteine in die Straßenrinne spülte.

»Hey! Hey! Entschuldige, ich wollte dich nicht erschrecken.«

Aus dem Dunkeln traten Schnürschuhe in mein Sichtfeld, deren Oberfläche vom Regen dunkle Flecken bekommen hatten. Vorsichtig tasteten sich meine Augen das Hosenbein hoch.

Er trug eine schwarze Jeans, möglicherweise war sie auch dunkelblau oder grau. Im seichten Licht der entfernt stehenden Straßenlaternen ließ sich das nur schwer abschließend beurteilen. Vor seinem bis zum Oberschenkel fallenden Mantel hielt er seine Arme verschränkt. In seinen Händen spielte er mit meiner Handtasche, welche er mir wiederholend entgegen streckte. Nervös schaute ich zu ihm auf. Er hatte die Kapuze seines Mantels, die am vorderen Rand mit einem Fell besetzt war, über seinen Kopf gezogen.

Mir fiel auf, dass die Kapuze proportional nicht zum Rest seiner Jacke passte. Sie wirkte riesig, als könne man mit ihr den nächtlichen Mond verdecken. Sein Gesicht verschwand in dieser Höhle der Kapuze, deren Inneres finsterner wirkte als die Nacht.

Ende Teil 1



Bens Schicksal Teil 1

Ich hoffe, das Euch dieser erste Teil meiner Geschichte gefallen hat und freue mich auf Meinungen, Anregungen oder konstruktive Kritik.

Gruß Kampi74

Diskutieren Sie [hier](#) online mit!